

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 3

Artikel: Heimkehr
Autor: Hering, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEIMKEHR

Skizze von EMIL HERING

Sonnenmüde legte sich der Tag zur Rüste. Ein rosenroter Schein wehte wie ein zarter Schleier über Feld und Wald. Kühl roch die Erde. Die Bäume standen andächtig still, in Andacht versunken waren Busch und Hain. Still, unbewegt lag das Schweigen der Erwartung, der Erfüllung in den Schatten des Abends.

Strassenmüde zog der bärtige Mann den holperigen Weg dem kleinen Dörflein zu, zwischen Kornfeldern und saftigen Wiesen hindurch. Aus dem dunkelgrünen Baumkranz lugten die Ziegeldächer von Bennwil hervor wie freundliche Augen. Herdfeurerrauch stieg schnurgerade gegen den Himmel, auf dem nur einzelne schmale, goldgeränderte Streifen dahinliefen, als wollten sie einander haschen.

Immer näher kam der Mann dem Dörflein, und immer zögernder wurde sein Schritt. Immer schwerer schien die unsichtbare Last, die er mitschleppte, auf seine Schultern zu drücken.

Er wischte sich mit dem Handrücken über die zerwüfelte Stirne.

Wie war das doch gekommen, damals, vor fünfzehn Monaten?

Das Vorjahr war ein böses Jahr gewesen. Ein vieltausendkörniger Hagelschlag zerstampfte die Ernte. Sein bestes Pferd im Stall stand um. Vier Kühe verendeten an der Seuche. Schwer drückte die Not auf die Seele des Bauern. Stück um Stück musste er aus dem Stall treiben, damit er die Zinsen aufbringen konnte. Aber dann war zuviel des Unglücks. Sein Weib wurde krank. Sein ältester Bub starb. Es war zuviel. Zuviel. Der Segen war von seinem Dache gewichen.

Bauernblut ist jäh. Als der Gerichtsvollzieher ihm die letzte Kuh aus dem Stall treiben wollte, da kam es über den Bauern wie ein Rausch. Seine schwieligen, harten Hände ballten sich und er schlug den Mann nieder. Wäre nicht der Nachbar dazwischengesprungen, weiss Gott, was geschehen wäre! Aber es war ja auch so noch schlimm genug. Das Gericht hatte ihn zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt.

Fünfzehn Monate! Eine Ewigkeit! Jeder Tag war dem Bauern vorgekommen wie ein Jahr. Tagelang schritt er mit auf dem Rücken ineinander gefalteten Händen in seiner

Zelle auf und ab und haderte mit sich und aller Welt. Seine Seele war wie das wildaufgeregte Meer. Lange, lange ging bis es sich glättete und er ergeben sein hartes Geschick ertrug.

Nun war auch diese Zeit überstanden und er schritt heimwärts. Seine Heimat lag wieder vor ihm. Er sah sein Haus durch die Bäume schimmern, und das Herz wurde ihm schwer. Er musste sich am Wegrand hinsetzen. Langsam er vor sich hin. Er hatte seine Schuld gebüsst. Nun wollte er ein neues Leben beginnen, es musste wieder aufwärts- und vorwärtsgehen, und wenn er sich zu Tackern musste — wenn er nur die Luft der Heimat atmen durfte! Oh, er wollte hinfort zufrieden sein mit seinem Leben und seinem Los. Erst wenn man die Freiheit erbehren muss, schätzt man sie richtig ein.

Er erhob sich und schritt weiter. Das Glück begann sich zu regen in seiner Brust. Jetzt fühlte er seine Freiheit. Alle Mühseligkeit schien von ihm abgefallen zu sein.

Als er ins Dorf schritt, kläfften die Hunde laut an. Er begegnete manchem Bauern, aber sie erkannten ihn nicht.

Er stand vor seinem Hofe. Er sah sich um. Sein Weib hatte gut Ordnung gehalten. Alles war reinlich und sauber. An den Fenstern grüssten sogar Geranien.

Scheu trat er ins Haus, wie ein Bettler. Dann in die Stube, darin die Stehlampe brannte. Und da sass seine Frau am Tische, gebeugt über eine Flickarbeit. Neben ihm auf dem Holzboden spielte ein kleiner Bub mit Bauklötzchen.

Wie müde die Frau aussah. Der Rücken schien gebeugt von der vielen Arbeit. Kummer und Sorgen hatten tiefe Runen in ihre Stirne gezogen.

Da sah sie auf von ihrer Arbeit. Und da sah der Mann, dass er seine Schuld noch nicht ganz gebüsst und er kniete nieder vor seinem Weibe und weinte wie ein Kind. Da strich sie ihm leise über sein struppiges Haar, zog ihn zu sich empor und presste seinen Kopf an ihre Brust.

„Wir wollen alles vergessen, Hans, was gewesen ist und unserm Kinde leben!“ sagte sie schlicht.

Da küsste er sie und nahm dann seinen Buben auf den Arm und drückte ihn an seine breite Brust.

Er sagte kein Wort. Aber in seinen Augen war es ein Schwur.

Das Vermächtnis der Base Marie

Von MARTHA SCHWENDENER-EGLI

Base Marie, welche bei ihrem Neffen, dem Gfeller Christen im „Stöckli“ wohnte, hatte immer ihren eigenen Kopf. Was da mal drin war, das war eben drin, und daran liess sie nicht rütteln. Ja, selbst noch auf dem Todbett sollte alles nach ihrem Kopf gehen. Ihr Neffe musste partout den Notar holen. Zeugen mussten her, und die Base machte ihr Testament, obschon ihr Vermögen sicher nicht mehr gross sein konnte. Wozu denn da noch ein grosses Wesen machen?

Aber das Testament wurde geschrieben, und mit viel Mühe setzte die Erblasserin ihren Namen darunter. Die Anwesenden bezeugten mit ihren Unterschriften, dass die Jungfer Marie Gfeller bei der Abfassung der letztwilligen Verfügung absolut bei klarem Verstand gewesen sei, dass sie nach freiem Willen testierte. Darauf taten sich der Notar und die Zeugen an Wein und Schinken gütlich, und die Base war so richtig zufrieden, dass, selbst nach ihrem Tode noch, ihre Hinterlassenschaft nach ihrem Kopf geregelt werden musste.

Doch gegen Abend machte es den Anschein, als ob es

mit der Kranken zu Ende ginge. Sie verlangte nach dem Pfarrer, und sie genoss noch das heilige Abendmahl. Den folgenden Tag hat sie dann auch wirklich nicht mehr erlebt. Nach einem kurzen Todeskampf streckte sie sich aus zum letzten, langen Schlaf.

Die Base Marie hatte ihre „Lüch“ wie etwa ein jeder Verstorbene, das man vor oder nach ihr auf den kleinen Gottesacker von Mühlegrund trug. Sogar eine „Greebt“, ein Leichenmahl, gab es. Und hat auch am offenen Grab diese oder jene der Frauen die feuchten Augen mit dem Taschentuch ausgewischt — an der „Greebt“ im „Bärengang“ ging es bald recht gemütlich zu, und gar oft hörte man ein unterdrücktes Lachen.

Dann kam der Tag der Testamentseröffnung. Es gab da keine grossen Ueberraschungen. Nach Abzug aller Anwalts- und Begräbniskosten blieb nur noch eine dreistellige Zahl im Sparheft der Base Marie und dieses Sparheft ging in das Testament an ihren Neffen Christian Gfeller über. Zudem lagen in der Kommode in einem Schächtelchen noch